Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 2

Artikel: Universität und Universitas
Autor: Oehler, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157376

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Universität und Universitas.

Von **Hans Oehler**, Zürich.

Es hat im vergangenen Winter nicht an Anläufen gefehlt, über das Ungenügen des heutigen Hochschulwesens Abklärung zu schaffen. Weiter als bis zu einer Aufweisung der tatsächlichen Lage ist man allerdings dabei nicht gekommen. Auf der einen Seite bleibt die gärende Unruhe einer Hochschülerschaft, die „ein Bild in sich trägt von der Universitas als der Gralsträgerin unserer tiefsten Wesenheit, einer Geistesquelle für Volk und Nation, einer Stätte wahrhaften Führertums".*) Auf der andern Seite ein Hochschullehrkörper, nicht ohne redliches Bemühen, aber in Voraussetzungen und Vorstellungen befangen, die es ihm erschweren, wenn nicht verunmöglichen, einen Weg aus der Unzulänglichkeit heraus zu finden. In der Februar- und März-Nummer der „Rascher'schen Monatshefte" (Zürich) sind drei der von Vertretern des Lehrkörpers während der Zürcher Hochschulwoche zum Gegenstand Universität und Universitas gehaltenen Vorträge zum Abdruck gebracht. An ihnen läßt sich die Geisteslage unserer heutigen protestantisch-liberalen Hochschulen wie deren Untergründe erkennen. —

Prof. Emil Ermatinger als Vertreter der Geisteswissenschaft anerkennt in seinem Vortrag „Wissensspaltung und geistige Einheit" die Notwendigkeit der Spezialforschung. Ohne sie ist fruchtbare Forschungsarbeit heute unmöglich. Leider geht dem Forscher, der seine Sehkraft für sein eigenes Fachgebiet schärft, dabei aber leicht die Sehschärfe für die übrigen Daseinsgebiete verloren. Die wissenschaftliche Leistung des 19. Jahrhunderts ist bewundernswert. Die gewaltige Anhäufung von Stoffwissen, die sie gezeitigt, bedeutet aber zugleich eine Zersetzung des früheren einheitlichen Weltbildes. Auch sind wir heute an einem Punkt angelangt, wo wir den Sinn der aufgehäuften Wissensmassen nicht mehr einzusehen vermögen. Das macht uns innerlich unsicher. Von dieser Unsicherheit und geistigen Zersetzung ist auch der Lehr- und Forschungsbetrieb der Hochschule ergriffen. Der Mensch muß aber, wenn er leben und wirken soll, wissen, wozu er lebt und wofür er wirkt. Bei einem überbordenden Reichtum von Wissen und Können war er nie innerlich so leer und ausgehöhlt wie heute. Daher brauchen wir eine neue Sicherheit, eine Einheit unserer geistig-seelischen Grundlagen. Welches ist der Weg dazu? — Eine Einheit der Forschungsmethoden hat es nie gegeben. Der Hochschüler, der die Hochschule besucht, bekommt nicht einfach Wissen vermittelt, das sich friedlich nebeneinander verträgt und ruhig miteinander verschmilzt. Das schadet indessen nichts. Der Student soll ja an der Hochschule denken lernen. Und das kann er nur, wenn er von Gegensätzen hin- und hergeschüttelt wird.

*) stud. med. Walter R. Corti im „Zürcher Student" vom Januar 1931.

Fruchtbar ist diese „Dialektik" allerdings nur, wenn die beiden streitenden Teile im Inhalt ihrer Weltanschauung auf gleichem Boden stehen, d. h. wenn nicht gekämpft wird um jeden Preis, sondern um der Erringung eines gemeinschaftlichen Ideals, um der Wahrheit willen. Spannung soll nicht Zweiheit, sondern Zweieinheit sein. Was sich heute aber bekämpft, sind zwei völlig getrennte Weltanschauungen. Zwischen Geistes- und Naturwissenschaft klafft ein unüberbrückbarer Gegensatz. — Trotzdem besitzen beide schließlich doch etwas Gemeinsames. Jeder Wissenschaft liegt ein Glaube im Sinne einer notwendigen Geistes- und Seelenlage einer Persönlichkeit, einer Zeit, einer Generation zugrunde. Auch die exakten Wissenschaften haben so ihr geschichtliches Moment. Eine Dogmatik soll dieser Glaube nicht sein. Weltanschauungen und Religionen sind nur Versuche, das Unaussprechliche auszudrücken. Keine reicht aus, es in eindeutiger und voller Weise zu tun. Deswegen braucht man nicht für sich selber jede für richtig zu halten und heute dieser, morgen jener anzuhängen. Aber man soll jedem Menschen die Freiheit lassen, aus dem Glaubenshintergrund seiner Persönlichkeit zu wählen und urteilen. Letzte, reife Urteile wird allerdings nur fällen können, wer durch tausend Fäden mit seiner Zeit und seinem Volk verbunden ist, wer das Werden der Zeit in seiner Seele trägt. Und diese höhere Sicherheit der Einsicht gewinnt man nicht aus den Bezirken des Verstandes der reinen Wissenschaft. Sie zu besitzen, ist Gnade.

Prof. Dietrich Schindler (Staatswissenschaften) überschreibt seine Ausführungen „Der Weg vom Recht zur Universitas". Nach ihm ist es die eigentliche Aufgabe des Hochschullehrers und der Hochschule, den Blick von den Oberflächenaufgaben auf die tiefere Schicht der Wirklichkeit zu richten, das wahrhaft Wesentliche zu pflegen. Die Forschung spielt derart eine wichtige und unentbehrliche Rolle im Leben der Gemeinschaft. Die Frage, ob sie ihre Grenzen überschreitet, wenn sie die politischen und sozialen Fragen anpackt, an denen sich die menschlichen Leidenschaften erhitzen und die Schicksale von Völkern und Staaten entscheiden, ist durchaus zu verneinen. Die Wissenschaft soll diese Fragen und Gebiete wissenschaftlich aufhellen und sie nicht der Laune und Willkür preisgeben. Dann können sie einer objektiv sachlichen Regelung unterworfen werden. Warum sollen sich schließlich nicht in der Sozialwissenschaft ähnliche Fortschritte erzielen lassen, wie etwa in der Medizin? Wären unsere heutigen Vorstellungen vom sozialen Leben nicht oft so primitiv und doktrinär festgerannt, dann könnte manche der gefährlichen Spannungen unserer Zeit behoben werden. Was die Rechtswissenschaft anbetrifft, so führt die richtige Fragestellung notwendig über das rein Rechtliche zum sozialen Ganzen und schließlich über dieses hinaus zur universellen Fragestellung nach der letzten Einheit des Seins und Wissens. Man kann aber auch von jedem andern Ausgangspunkt aus das ganze menschliche Wissen, die Sphäre aller Fakultäten aufrollen. Denn allen ist das eine Ziel gemeinsam: jene letzte Einheit zu er-

reichen, von der aus die Beherrschung des ganzen Wissensstoffes möglich ist. Dieses gemeinsame Ziel verbindet sie denn auch zur Universitas. Allerdings liegt dieses Ziel vielleicht außerhalb der Universität, die Wissenschaft kann nur Wege dazu zeigen, und die letzte Stellungnahme muß dem Entscheid des Einzelnen überlassen werden.

Prof. W. Löffler (Naturwissenschaften) erblickt in seinem Vortrag „Medizin und Universitas" die Wurzel jeden Forschens im affektbetonten Suchen nach Erkenntnis und Wahrheit. Eine Vereinheitlichung der Lebensanschauung ist für ihn dabei weder denkbar noch wünschbar. Die Einzelwesen seien glücklicherweise noch ausgeprägt genug, um das Zustandekommen eines Kollektivbewußtseins zu verhindern. Ein Einheitsforscher und eine Universalforschungsmethode könne nie als erstrebenswertes Ziel erscheinen. Allerdings komme es in Zeiten, wo die Naturwissenschaften die reale Welt zu fassen glauben, immer wieder zu vergeblichen Versuchen, aus einer einzelnen Wissenschaft heraus eine Weltanschauung bilden zu wollen. Auch empfinde der denkende Mensch ein Bedürfnis nach philosophischer Durchdringung seiner Kenntnisse und Vereinigung derselben zu einem Weltbild. Aber das psychische und physische Naturgeschehen „geht seinen Gang unabhängig von solchen Abstraktionen". Entsprechend kann es nicht Aufgabe der Hochschule sein, die Aufgabe der Mittelschule zu übernehmen, die im heranwachsenden Menschen die formalen Grundlagen schafft und allseitige Interessen weckt. Die Hochschule hat nur der Einzelforschung zu dienen. Wer sich nicht aktiv an dieser betätigt, gehört nicht an die Hochschule. Der Ruf nach allgemeinen Gesichtspunkten „erweist sich nur allzu leicht als Phrase und als Vorwand, eine Anstrengung zu vermeiden".

Wir sehen: der Vertreter der Naturwissenschaften will keine andere Hochschule als eine, die der Einzelforschung dient. Allgemeine Bildung zu vermitteln, ist nach ihm Aufgabe der Mittelschule. Diese schafft die nötige Denkgewandtheit, die sog. formalen Grundlagen, und weckt allseitige Interessen, auf Grund derer der Hochschüler nachher neben seinem Fachstudium, wenn er ein Bedürfnis dazu verspürt, sein Wissen ergänzen kann. — Der Vertreter der Staatswissenschaften erblickt in der Hochschule dasjenige Organ der Gemeinschaft, durch welches deren letzte Fragestellungen aufgehellt und geklärt werden sollen. Die Hochschule darf sich durchaus nicht fern halten von den Fragen und Aufgaben des politischen und sozialen Tageskampfes und der Völker- und Staatenschicksale. Bloß: die Wissenschaft kann vielleicht doch nur Wege zeigen. Die Entscheidung und letzte Stellungnahme muß dem Einzelnen überlassen werden. — Der Vertreter der Geisteswissenschaften schließlich verlangt eine Überwindung der geistigen Zersplitterung und Unsicherheit, in die uns ein Übermaß ungestalteten Einzelwissens gebracht hat. Wir bedürfen notwendig einer neuen Sicherheit, einer Einheit unserer geistig-seelischen Grundlagen. Den Ansatzpunkt dazu finden wir in der Erkenntnis, daß auch den sonst gegensätzlichen Natur- und Geisteswissenschaften ein Gemeinsames zugrunde liegt, ein Glaube im Sinne einer

zeit-, generations- oder persönlichkeitsbedingten Geisteslage. Man kann diesen Glauben in der Lehre einer Kirche, man kann ihn anderswo finden. Jeder Mensch sollte aber frei sein in der Wahl, die er nach seinen persönlichen Bedingtheiten trifft. — Fassen wir zusammen: bei aller Verschiedenheit der Aufgabe und Rolle, die der Universität von den Vertretern ihrer einzelnen Forschungsgebiete zugewiesen werden, in einem sind sich alle einig: die letzte, die entscheidende Wegweisung kann nicht von der Hochschule ausgehen. Allgemeinverbindlichkeit kommt dem von ihr Gelehrten nicht zu. Jeder Einzelne bleibt darauf angewiesen, daß er das für ihn Gültige selbst findet. Die Universität kapituliert vor der Universitas. Die Stätte höchster Geistespflege dankt vor der letzten Aufgabe des Geistes ab. —

Gehen wir den Gründen dieses Verhaltens nach. Prof. Löffler spricht von der Nichtwünschbarkeit eines Einheitsforschers oder einer Universalforschungsmethode und von den vergeblichen Versuchen, aus einer Einzelwissenschaft heraus eine Weltanschauung zu bilden. Darum kann es sich aber auch gar nicht handeln. Die Frage stellt sich in Wirklichkeit ganz anders. Löffler berührt sie selbst in anderem Zusammenhang: der denkende Mensch habe zwar ein Bedürfnis nach weltanschaulicher Durchdringung seiner Kenntnisse und Vereinigung derselben zu einem geschlossenen Weltbild. Aber das Naturgeschehen gehe seinen Gang unabhängig „von solchen Abstraktionen". Dazu die Gegenfrage: wozu denn das Suchen der ganzen Forschung nach Erkenntnis und Wahrheit, wenn das Naturgeschehen davon nicht berührt wird, bezw. in seinem Ablauf vom Menschen nicht erkannt und entsprechend vorausberechnet und vorausbestimmt werden kann? Für das Gebiet der einfacheren Natur, das den Forschungsgegenstand der Naturwissenschaften bildet, wird Löffler diese Erkennbarkeit und entsprechende Voraussehbar- und Vorausbestimmbarkeit sicher nicht leugnen. Sie gilt aber ebenso für die mannigfaltigsten und höchsten Lebensvorgänge. Nur daß die „Gesetze" des niederen Naturgeschehens hier im besten Fall noch „Regeln" sind. Hier wie dort, und das ist das Entscheidende, handelt es sich aber um eine Deutung, um die Deutung einer Welt, in die wir hineingestellt sind und in der wir ohne solche Deutung hilflos der Vielheit der auf uns eindringenden Einwirkungen und Eindrücke erliegen. — Natur- und Geisteswissenschaft, Wissen und Glauben unterscheiden sich also nicht im Wesen und nicht in der Methode, sondern nur in der Umfassendheit des Gegenstandes. Der „Glaube" gibt die Deutung des gesamten Lebens. Die Einzelwissenschaft diejenige eines Teilvorganges. Die Gesamtdeutung kann nicht aus einer Einzeldeutung abgeleitet werden. Aber sie muß mit deren Ergebnissen übereinstimmen. Sie stellt keine Universalforschungsmethode dar. Aber von ihr fällt auch auf jede Einzelforschung wegweisendes Licht. Darum ist es kurzsichtig und sinnwidrig, wenn der Naturwissenschafter Notwendigkeit und Bedeutung umfassenderer Gesichtspunkte leugnet. Er gerät damit schließlich nur in den nämlichen unhaltbaren Widerspruch wie

die materialistische Geschichtsauffassung des Marxismus, die den Einfluß geistiger Tätigkeit auf den Ablauf der Geschichte leugnet, aber trotzdem durch ihr Weltbild die Menschen zu einem bestimmten Handeln und Verhalten anhält (dem dann doch keine Einwirkungsmöglichkeit auf das Geschehen selbst zukommen soll).

Prof. Schindler zweifelt an der Fähigkeit der Hochschule, eine für den Einzelnen verbindliche letzte Stellungnahme zu beziehen. Ihm bedeutet Wissenschaft ein „Aufhellen" vorliegender Fragen und Aufgaben. Je mehr z. B. die Gesellschaftswissenschaft fortschreitet, d. h. die vorliegenden sozialen und politischen Fragen und Aufgaben aufhellt, desto mehr werden die gefährlichen Spannungen unserer Zeit, die auf zu einfachen und doktrinär verbohrten Vorstellungen beruhen, verschwinden. Alle Gegensätze, aller Kampf und Streit zwischen Menschen wäre also die Folge bisher noch ungenügender Aufklärung. Wie die Wissenschaft von der Gemeinschaft immer vollkommener wird, müßte auch die Gemeinschaft selbst immer vollkommener werden. — Sehen wir aber nicht, daß alle wissenschaftliche Tätigkeit, von der eine wirklich befruchtende Wirkung auf das Leben ausging, viel weniger ein Aufhellen, als vielmehr ein Gestalten war, daß sie weniger ein besseres Wissen als vielmehr ein Können, eine verpflichtende Wegleitung zum so- und so-Handeln vermittelte? Wozu dient schließlich alles Wissen, alles Aufgeklärtsein, wenn in ihm nicht zugleich die Anweisung enthalten ist, was getan werden muß? In dem Eingeständnis, daß die letzte Einheit nicht durch die Wissenschaft und nicht an ihrer Pflegestätte, der Hochschule, gefunden werden, daß vielmehr die Wissenschaft nur den Weg dazu aufzeigen könne und dem Einzelnen die letzte Stellungnahme überlassen müsse, liegt die Abdankung vor dem eigentlichen Sinn aller Wissenschaft: Allgemeinverbindlichkeit zu schaffen. — Gewiß, auch die exakteste Wissenschaft dringt nicht bis zum Unbedingten vor. Auch ihr „Wissen" bleibt bloßes Gleichnis. Jede Vorstellungsweise ist zeit- und generationsbedingt und wird einmal von einer anderen abgelöst. Aber eine Wissenschaft, die deswegen den Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit aufgibt, erfüllt ihren Daseinszweck nicht mehr: dem Menschen eine Hilfe und Wegweisung zu sein. Vorstellungsweisen vergangener Zeitabschnitte aufzählen, ohne selbst eine solche zu vertreten, ist nicht Wissenschaft, sondern ein Spiel mit Wissen. Wirkliche Wissenschaft ist Gestaltung. Und in dieser Tätigkeit der Gestaltung (aller in einem bestimmten Zeitpunkt für das betreffende Wissensgebiet vorliegenden Gegebenheiten) liegt schon die Stellungnahme eingeschlossen. Man gestaltet ja, um wegzuweisen. — Den Ansatzpunkt zur Gestaltung, den Antrieb zur Art der Stellungnahme kann allerdings nie das Einzelwissen, die Wissensmasse abgeben. Dieser liegt in der volks- und zeitverbundenen schöpferischen Persönlichkeit. Darin besteht das letzte Geheimnis für das Versagen der heutigen Hochschule, der Grund für ihre Lebensfremdheit: daß an ihr nur noch so selten schöpferische Persönlichkeiten wirken, und ihre „wissenschaftliche" Tätigkeit sich auf das Wiedergeben ver-

gangener Wissensformen, früherer Gestaltungen beschränkt. Den Sinn dieser Wissensmassen vermögen wir dann nicht mehr einzusehen, weil uns dieses Wissen zu nichts mehr dient. Darum ist es eigentlich auch nicht richtig, von einem Fortschreiten, einem immer Vollkommenerwerden etwa der Gesellschaftswissenschaften zu reden. Andere Anschauungsweisen treten an die Stelle früherer. Sie werden einen immer größeren Erfahrungs- und Wissensstoff zu verarbeiten und berücksichtigen haben. Aber „wahrer" und „vollkommener" in dem Sinne, daß sie das Leben nun vollkommener zu regeln vermöchten, bis schließlich überhaupt einmal ein nicht mehr zu überbietender Vollkommenheitsgrad erreicht ist, sind sie deswegen nicht. — Oder ist unser augenblicklicher Gesellschaftszustand denn etwa vollkommener als alle bisherigen Gesellschaftszustände? Befinden wir uns nicht vielmehr in einer äußerst unbefriedigenden und gefahrvollen Lage, in einer Zersetzung und Auflösung des Gemeinschaftslebens, deren Ende gar nicht abzusehen ist? Und kann man auch nur mit einem Anschein von Recht behaupten, daß der Grund dafür in ungenügender Aufhellung und Aufklärung liege? Seit über zweihundert Jahren werden die europäischen Völker aufgeklärt. Sie sind aber deswegen nicht friedlicher und verträglicher geworden. Im Gegenteil, man kann sagen, daß die Gegensätze zwischen den einzelnen Volksschichten, daß Kampf und Streit zwischen den Völkern heute leidenschaftlicher, gewalttätiger und blutiger sind als je in früheren Zeitaltern. Es ist, als ob die Menschen beim Austrag ihrer naturgegebenen und unvermeidlichen Gegensätze hilfloser, und darum blind in der gegenseitigen Zerstörung geworden wären. Und dem ist auch so. Aufklärung und Liberalismus, und als ihr vornehmstes Organ, die Schule einschließlich der Hochschule, haben über alle erdenklichen Fragen Aufhellung und Wissen verbreitet. Aber all ihrem Wissen hat die Verbindlichkeit, die Verpflichtung zum so- und so-Handeln gefehlt. Das Leben ist unter ihrer Einwirkung zum Spielball der Willkür und Laune des Einzelnen geworden. Die Gemeinschaft ist um Führung und Wegweisung gekommen. Der Mensch war nie führungsloser und hilfsbedürftiger als im Zeitalter vollkommenster Aufklärung und größten Vielwissens.

Prof. Ermatinger sucht die Wissensspaltung, von der die heutige Hochschule beherrscht wird, durch einen beiden Parteien zugrunde liegenden „Glauben" zu überbrücken. Zwingend ist dieser Glaube allerdings für niemand. Es muß jedermann frei gelassen werden, die seiner persönlichen Anlage zusagende Weltdeutung zu wählen. Auch schadet es nichts, wenn der Hochschüler an der Universität auf gegensätzliche Lehrmeinungen stößt. Er lernt dabei denken. Allerdings ist jede Dialektik, jedes sich-Auseinandersetzen nur dann fruchtbar, wenn es sich nicht um Gegensätze des Wesens handelt, wenn die streitenden Teile weltanschaulich auf dem gleichen Boden stehen, mit andern Worten, wenn es nicht ein wirklicher Kampf, ein Kampf um jeden Preis ist. — In letzterer Anschauung begegnen wir einer Lieblingsvorstellung des Liberalismus: alle Gegensätzlichkeit, aller Kampf

zwischen Menschen sollte eigentlich nur ein dialektischer Streit sein, nie ein Machtkampf, ein Kampf um jeden Preis. Diese Vorstellung liegt ja auch dem liberalen Parlament zugrunde: innerhalb einer weltanschaulich einheitlichen Vertretungskörperschaft beratschlägt man über die beste Lösung vorliegender Fragen. Auch diese parlamentarische Dialektik ist nur solange fruchtbar, als es sich bei den Parteiungen innerhalb des Vertretungskörpers um Meinungs-, und nicht um Wollens- und Grundsatzunterschiede handelt. Sobald der Kampf um Macht geht, wird das Parlament zu einer zweckwidrigen Einrichtung. Auch weiß sich der Liberalismus, wenn ihm ein Gegner gegenübertritt, der den Kampf um jeden Preis will, nicht mehr zu helfen. Es paßt nicht in sein Weltbild, daß wirkliches Kämpfen gewollt werden kann. Wo es trotzdem geschieht, muß es aus Irrtum geschehen. Der Liberalismus betrachtet noch heute seine Gegner auf der Rechten und Linken, den militanten Katholizismus und den marxistischen Sozialismus gerne mitleidig von oben herab als Irrende. Weil er in seinem Weltbild die Tatsache des Kampfes leugnet, glaubt er auch sich der Verpflichtung zum Kämpfen enthoben. Er steckt den Kopf in den Sand, in der Erwartung, wenn er sich nicht wehre, werden die andern ihn auch nicht angreifen. Wir sind uns kaum bewußt, wie stark dieser Geist der Überheblichkeit einerseits, unverantwortlicher Schwäche anderseits unsere protestantisch-liberalen Hochschulen beherrscht. — Er ist übrigens auch für die Vorstellung bestimmend, wonach der Mensch dadurch „denken lerne", daß er sich in seinem Verstand mit möglichst vielen und verschiedenartigen Auffassungsweisen auseinandersetze. Was aus solcher Beschäftigung, die einen Hauptinhalt unserer Mittelschulen bildet, herauskommt, ist im besten Fall eine gewisse formale Denkgewandtheit. Diese wäre an sich nicht abzulehnen. Wenn sie aber auf Kosten des eigentlichen Sinnes des Denkvorganges erworben wird, muß sie als Unheil bezeichnet werden. Und dem ist bei der heutigen Art der Bildung und Erziehung in großem Umfange so. Die heutige Bildungsarbeit löst den Denkvorgang von seinem Grund, um dessetwillen er geschieht, und macht das Denken zu einer Spielerei. Der Denkgewandte, der Intellektuelle, wie man sagt, ist gerade darum nicht mehr zu wirklicher Führerschaft fähig. Er wird zwar alles äußerst gewandt „vertreten" können. Aber was er vertreten soll, das sagt ihm keine innere Stimme, dazu erhält er die Weisung nicht aus sich selbst, sondern von außen her, durch einen äußern Auftrag; in der Politik (in der liberalen Demokratie) sogenannt vom „Volk". Wirkliches Denken heißt aber: eine Zeit- und Generationsforderung, die man in sich trägt, ohne sie durch Vermittlung des Verstandes erhalten zu haben, in Begriffsformen und Vorstellungsweisen umzusetzen. Ermatinger kennzeichnet das Führertum wie folgt: Letzte, reife Urteile wird nur fällen können, wer durch tausend Fäden mit seiner Zeit und seinem Volk verbunden ist, wer das Werden der Zeit in seiner Seele trägt. Und diese höhere Einsicht gewinnt man nicht aus den Bezirken des Verstandes der reinen Wissenschaft. Sie zu besitzen, ist Gnade. — Damit sind allerdings

zugleich die Grenzen aufgewiesen, die aller Schulung und Erziehung gesetzt sind: letzte Berufung zum Führer ist Gnade, Geschenk, nicht Erziehung und Schulung. Wenn dem aber so ist, warum dann trotzdem dem aus höchster Einsicht des begnadeten Führers entsprungenen Weltbild die Allgemeinverbindlichkeit absprechen? Warum trotzdem jedem Einzelnen überlassen, ob er sich in diesem Leben der Zersplitterung und Auflösung zurechtfindet oder nicht? Wir müßten wieder lernen, daß das Leben einen Sinn hat, uns klar werden, welches dieser Sinn ist. Das kann man aber nicht „lernen". Das muß über einen kommen aus einem Lichtblick, den man aus einer Offenbarung, einem Weltbild, einer Gestaltung empfängt, die ein begnadeter Führer geschaffen hat. Und jedes derartige Weltbild trägt auch den Zwang zum Geglaubtwerden in sich. Ihm gegenüber verblaßt jede Berechtigung zu Individualismus und Relativismus. —

Die Frage Universität und Universitas darf nicht mehr zur Ruhe kommen. Heute steht die Universität ganz im Banne des liberalen Weltbildes. Soll aber mit dem Verblassen dieses Weltbildes auch ihre Zukunft als Universitas, als Stätte wegweisender Lebensgestaltung endgültig besiegelt sein? Das hängt in erster Linie von der Möglichkeit ihrer Regeneration ab. Diese Regeneration kann nicht in einer bloßen Rückkehr zu Formen der Vergangenheit bestehen. Sie muß ein schöpferisches Schaffen neuer Formen sein. Ein solches läßt sich allerdings nicht herbeibefehlen. Aber man kann es durch eine entsprechende erziehende und bildende Tätigkeit erleichtern, fördern, vorbereiten. Die gesamte jetzige „Lehr"-Tätigkeit wird durch die Grundauffassung des Liberalismus vom Fortschreiten und immer Vollkommenerwerden des Menschen und seines Wissens bestimmt. Sie erzielt beim Lernenden im besten Fall ein immer umfangreicheres Wissen, ein Mehr-Wissen. Bis zum Grund seiner Persönlichkeit dringt sie aber nicht vor. Damit vernachlässigt sie seine Willens- und Gemütskräfte, seine eigentlich schöpferischen Fähigkeiten. Daß das bloße „Dozieren" eine fragwürdige Einrichtung ist, fühlt ein Großteil der Lernenden schon an der Mittelschule. Was man für sein Fach an Sonderwissen braucht, kann man sich einprägsamer aus dem gedruckten Buch aneignen. Nur dort, wo die Persönlichkeit des Vortragenden fesselt, erwächst Gewinn. In diesem Fall ist es aber bereits wieder der Führer, der Gestaltende, von dem die Wirkung ausgeht, nicht der Wissensvermittler. Je mehr aber im Lehrkörper der Wissensvermittler vorherrscht, desto mehr fehlt ihm die Fähigkeit zur Erkenntnis des Führers. Und nicht nur das: desto mehr lehnt er aus Selbsterhaltungstrieb diesen auch als etwas ihm Unvertrautes ab. Die gleiche Erscheinung finden wir ja im ganzen öffentlich-staatlichen Leben. Je mehr dieses durch den „Beamten" und politischen „Vertreter" beherrscht wird, desto ärmer wird es an Persönlichkeiten. Es steht dem gestaltenden Führer genau so feindlich-ablehnend gegenüber wie die Hochschule. Der Zugang zu ihm ist diesem genau so erschwert wie derjenige zur Hochschule. Da aber der Beamte, politische Vertreter und Wissensvermittler sich nicht

aus eigenem Verantwortungsgefühl für etwas einsetzt, sondern sich bloß jemandem, der anonymen Masse Volk, verantwortlich fühlt, und da ein oberstes Organ als Verkörperung der Gesamtverantwortung, das hier ausgleichend eingreifen könnte, fehlt, sinkt unser öffentliches Leben und Bildungswesen auf eine immer tiefere Stufe herab. — Hier liegt Berufung und Sendung der an den Mittel- und Hochschulen heranwachsenden Generation: aus ihrem gefühlsmäßigen Erfassen des Ungenügens des heutigen Zustandes die unerbittliche Forderung nach seiner Überwindung zu stellen. Von ihr müssen Zwang und Antrieb zur Auseinandersetzung mit diesen Fragen, zur Auflockerung der geistigen Erstarrung des an der Verantwortung befindlichen Geschlechts ausgehen. Durch ihren Ruf nach dem Führer soll sie der schöpferischen Persönlichkeit wieder den Weg zu Schule und Staat öffnen.

Politische Rundschau

Schweizerische Gegenwartsfragen.

Dienstverweigerer im Staatsdienst.

Die Verfassung der Eidgenossenschaft legt die Staatsgewalt in die Hände des Volkes. Sie gibt ihm bedeutende politische Rechte, aber sie auferlegt ihm auch Pflichten. Wie die Rechte gleichmäßig auf dem ganzen Volke ruhen, ohne Bevorzugung einzelner Kreise, so sind auch die Pflichten auf die Schultern des ganzen Volkes verteilt. Jeder Bürger hat in gleicher Weise die Lasten zu tragen, die ihm der Staat auferlegt. Das gilt im besonderen für die Wehrpflicht, die bei uns Sache des ganzen Volkes, eine allgemeine Bürgerpflicht ist. Wer die Leistung des Militärdienstes verweigert, und sei es aus an und für sich noch so achtenswerten Beweggründen, wird als Rechtsbrecher vom Staate bestraft. Beim gewöhnlichen Bürger hat es mit diesen gerichtlichen Bestrafungen sein Bewenden. Anders aber stellt sich das Problem, wenn es sich um einen Beamten oder Angestellten des Staates handelt. Es macht dabei keinen Unterschied, ob dieser ein Beamter des Bundes, eines Kantons oder einer Gemeinde sei. Es handelt sich in allen Fällen um Beamte eines Gemeinwesens, dessen oberstes Gesetz die Bundesverfassung ist. Daß die Armee vor allem eine Bundesangelegenheit ist, die Kantone nur noch geringe Befugnisse im Militärwesen besitzen und die Gemeinden überhaupt nur in untergeordnetem Maße mit militärischen Aufgaben betraut sind, hat hier nichts zu bedeuten. Die Beamten all dieser Gemeinwesen seien somit kurzweg Staatsbeamte genannt. Verweigert ein Staatsbeamter Militärdienst, so wird er gleich wie ein gewöhnlicher Bürger strafrechtlich verfolgt. Berührt aber die Dienstverweigerung (oder die Verweigerung der Militärpflichtersatzsteuer) nicht auch seine Beamtenstellung?

Mit den Beamtenfunktionen hat die Dienstverweigerung unmittelbar nichts zu tun. Weder die Funktionen eines Eisenbahners oder Postangestellten, noch die eines Lehrers der staatlichen Schulen und Pfarrers der Landeskirche werden von der Dienstverweigerung berührt, es sei denn, auch die Amtstätigkeit werde zu antimilitaristischer Propaganda mißbraucht. Meist aber handelt es sich bei den Dienstverweigerern aus Gewissensgründen um überaus gewissenhafte Leute, die auch ihre